



Aus Tschakas blutigen Tagen.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

Von R. G.
(Fortsetzung.)

1. Kapitel.

Meine erste Begegnung mit Tschaka.

Nicht wahr, weißer Vater, du hältst mich für den alten Wahrsager Zweete? Ja, die Leute nennen mich so, doch mein wahrer Name ist das nicht, und ich hatte gute Gründe, ihn lange Zeit zu verschweigen.



Eigentum: Photogr. Atelier Mariannhill.

Kafferhauptling.

Weißt du, wer ich bin? Ich bin Mopo; Mopo, dessen Name früher auf allen Lippen war.

„Sieh' diese Hand an, mein Vater; nicht die weiße, vom Feuer verbrannte, sondern diese meine rechte Hand. Ob schon ich blind bin, so sehe ich sie doch. Sie ist stark und rot von Blut, gefärbt

mit dem Blute zweier Könige. Denn ich bin es, der einst den großen Tschaka erschlug! Ich tötete ihn mit Hilfe der königlichen Prinzen Dingaan und Umschlamana, doch mein Speer war es, der ihm den Todesstoß versetzte. Später tötete ich auch Dingaan, dessen Gebeine nun in einer der Schluchten des Geisterberges liegen. Ich tat es, um an ihnen den Tod meiner nächsten Angehörigen zu rächen. Doch, ich will meine Geschichte der Ordnung nach vom ersten Anbeginn erzählen.

Ich bin geboren im Langeni-Stamm. Er war damals noch klein, später bildeten wir ein volles Regiment in Tschakas Armee, 2000—3000 Mann, lauter tapfere Männer. Jetzt aber sind sie alle tot samt ihren Weibern und Kindern, der Stamm existiert nicht mehr. Sie sind dahingegangen wie die Blätter auf den Bäumen. Der Winter ist gekommen, und bald wird es auch bei mir Winter sein. Nun wohl, ich bin bereit, denn ich habe hienieden nichts mehr zu suchen.

Unser Stamm lebte in einer schönen, offenen Gegend; gegenwärtig sind die Buren dort. Mein Vater, Makadama mit Namen, war der Chief des Volkes, doch ich war nicht der Sohn seines ersten Weibes, daher auch nicht in erster Linie erberechtigt.

Unser Kraal lag auf der Spitze eines Hügels. Eines Tages nun — ich war damals noch ein kleiner Knabe, kaum so groß, daß ich einem aufrecht stehenden Mann bis an die Ellenbogen reichte — ging meine Mutter den Hügel herunter, um Zeuge zu sein, wie das Vieh, das sie sehr liebte, in die Isibaya (Umzäunung) getrieben wurde. Sie trug meine Schwester Baleka, welche damals noch ein Säugling war auf dem Rücken. Bald begegneten wir den Hirtenbuben mit den Kühen. Meine Mutter ging auf eine weißgestirnte Kuh zu, die sie besonders liebte, und gab ihr einige mitgebrachte Maisblätter zu fressen. Die Knaben trieben indessen das Vieh in die Isibaya, wir aber blieben. Meine Mutter setzte sich mit dem Kinde ins Gras, während die Kuh in der Nähe fraß und ich spielend einigen Schmetterlingen nachjagte.

Da sahen wir plötzlich von der Ebene her eine Frau auf uns zukommen. Sie schien sehr ermüdet zu sein, trug ein Bündel Matten auf dem Rücken und führte einen Knaben an der Hand. Der Junge mochte etwa von meinem Alter sein, war aber bedeutend größer und stärker als ich. Die Frau sank, als sie bei uns anlangte, vor Erschöpfung zusammen. An ihrer Haarfrisur erkannten wir, daß sie nicht zu unserm Stamm gehörte.

Sie grüßte meine Mutter. Letztere erwiderte kurz den Gruß und fragte was sie von uns wolle.

„Essen und Unterkunft während der Nacht“, war die bescheidene Antwort. „Wir haben einen weiten Weg hinter uns.“

„Wie heißt du, und welches ist dein Stamm?“ fragte meine Mutter weiter.

„Ich heiße Unandi,“ erwiderte das Weib, „mein Mann aber ist Senzangacona, der Chief des Sulu-Stammes.“

Nun war aber damals Krieg zwischen uns und den Sulus; Senzangacona hatte mehrere unserer Krieger getötet und viel Vieh als Beute davon getrieben. Kaum hatte daher meine Mutter diese Worte vernommen, als sie voll Zorn aufsprang und die Fremde anschrie: „Was, du, ein elendes Suluweib, wagst es zu uns zu kommen und um Essen und Herberge zu bitten? Fort von hier, oder ich rufe alles Weibervolk zusammen, um dich mit Schlägen aus dieser Gegend zu treiben!“

Die Frau, welche sehr schön war, ließ eine Weile meine Mutter weiter toben, blickte dann gelassen zu ihr auf und sagte: „Die Kuh hier hat ein Euter strotzend voll von Milch; bitte, gib mir und meinem Knaben eine Schale voll Milch.“ Bei diesen Worten nahm sie eine Kürbischale aus ihrem Bündel und hielt uns dieselbe bittend entgegen.

„Ich mag nicht,“ schrie meine Mutter voll Aerger. „Wir sind so durstig von dem weiten Weg; so gib uns wenigstens eine Schale voll Wasser. Wir konnten viele Stunden weit kein Wasser finden.“

„Ich mag nicht, du elendes Weib: Suche dir selber ein Wasser, wenn du trinken willst!“

Da füllten sich die Augen der Fremden mit Tränen. Ihr Knabe aber stand nun auf und warf uns mit verschränkten Armen wütende Blicke zu. Er war prächtig gebaut, hatte große, schwarze Augen, die aber jetzt darein schauten, wie der Himmel vor dem Ausbruch eines Gewittersturmes.

„Mutter,“ sagte er, wir brauchen von diesen Leuten nichts. Da drüben aber — dabei deutete er mit der Hand nach der Gegend des Sululandes — braucht man uns. Komm, wir wollen zu Dingismayo gehen, das Volk der Umtetwa wird uns Schutz gewähren.“

„Ja, mein Sohn,“ entgegnete Unandi, „dorthin wollen wir gehen, aber der Weg ist so weit und wir sind so müde, daß ich fürchte, wir werden auf dem Wege erliegen.“

Ich war von all dem nicht ohne Nahrung Zeuge gewesen. Ich hatte Mitleid mit der Mutter und dem Knaben, die augenscheinlich gar sehr ermüdet waren. Ohne etwas zu sagen nahm ich daher die Kürbischale, eilte damit zu einer nahen Quelle und brachte sie bis zum Rand gefüllt dem dürstenden Knaben. Die Mutter wollte es mir anfangs verwehren, gab es aber schließlich doch zu. Dagegen fuhr sie fort Unandi Vorwürfe zu machen, wegen all des Unheils, das durch deren Mann schon über uns gekommen und sie fühlte es in ihrem Herzen, daß noch größeres Uebel durch dessen Sohn über uns kommen würde. Leider war diese ihre Ahnung nur zu richtig. Ja, wären an jenem Tage Unandi und ihr Kind tot auf dem Felde liegen geblieben, so wären jetzt die Gärten und Felder meines Volkes keine Wildnis und die Gebeine meiner teuren Landsleute lägen nicht in dem tiefen Teiche bei Cetwayos Kraal.

Der Knabe trank zweimal von dem angebotenen Wasser. Ich glaube er hätte es ganz austrinken können und sein Durst wäre noch nicht ganz gestillt gewesen. Er tat es jedoch nicht, sondern reichte den Rest seiner Mutter. Als auch sie getrunken hatte, nahm er die Schale wieder und kam auf mich zu, in der Rechten einen kurzen Stod haltend.

„Wie heißt du, Knabe?“ fragte er mich in einem Ton, wie etwa ein reicher Mann einen armen Burschen geringen Standes anredet.

„Mopo,“ antwortete ich.

„Und dein Stamm?“

„Man nennt ihn den Langeni-Stamm.“

„Gut, Mopo, nun will ich dir auch meinen Namen sagen. Ich bin Tschaka der Sohn des Senzangoma und mein Volk ist das der Sulus. Nun höre, was ich dir sonst noch zu sagen habe: Ich bin jetzt noch klein, und auch mein Volk ist klein; aber ich werde wachsen und so groß werden, daß mein Haupt sich in den Wolken des Himmels verlieren wird. Du wirst zu mir aufschauen, mich aber nicht sehen, denn

mein Angesicht wird dich blenden. Ich werde leuchten wie die Sonne, und mein Volk wird wachsen mit mir die ganze Welt werden wir auffressen. Wenn ich nur werde groß und mächtig geworden sein und mein Volk mit mir, dann werde ich mich deines Stammes erinnern, des Langenistammes, der mir und meiner Mutter, als wir todmüde zu ihm kamen, nicht einmal eine Schale Milch geben wollte. Sieh' diese Kürbischale hier an! Soviele Tropfen sie saßt, soviel Menschen von euch sollen mir mit blutigem Tod die heutige Härte büßen! Deiner jedoch, Mopo, will ich schonen, denn du gabst mir Wasser. Ja, du sollst groß und fett werden unter meinem Schatten, allein, und ich will dir nie ein Leid zufügen, das ich schwöre ich dir. Dieses Weib hier aber — dabei deutete er auf meine Mutter — soll nur machen, daß sie bald stirbt, damit sie nicht von mir lerne, was es heißt, eines langsamen, qualvollen Todes sterben. Ich habe gesprochen.“ Er fletschte die Zähne und erhob drohend den Stod gegen uns.

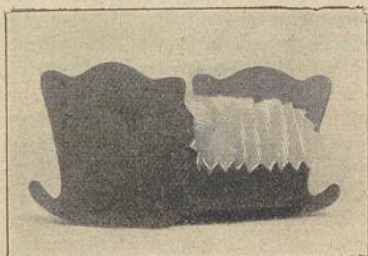
Bisher hatte meine Mutter stillschweigend zugehört, jetzt aber rief sie aus: „Da schaut mir doch dieser kleinen Taugenichts an! Der elende Wicht nimmt den Mund so voll wie ein erwachsener Mann. Noch ein Kalb, brüllt er schon als wie ein Stier. Doch halt, ich will dir auch eine Lektion geben, du Bube von einem Lügenpropheten!“ Bei diesen Worten setzte sie Baleka auf die Erde nieder und rannte zornig an den Knaben los.

Tschaka blieb ruhig stehen, bis sie ihm nahe genug war, dann erhob er blitzschnell seinen Stod und schlug sie mit solcher Gewalt auf die Stirn, daß sie ohnmächtig zusammenbrach. Mit höhnischem Lachen wandte er sich der wilde Knabe um und ging mit Unandi, seiner Mutter, langsam davon.

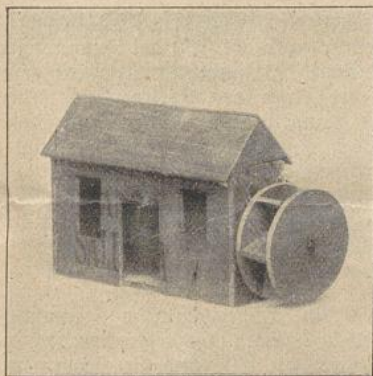
Dies, mein Vater, waren die ersten Worte, die ich aus dem Munde Tschakas vernahm, es waren prophetische Worte und sie sollten sich leider als nur zu wahr erweisen. Ich ging zu meiner Mutter, die sich eben wieder vom Boden erhob und das Gesicht auf die Hand gestützt dasaß. Das Blut rann ihr von der Stirne über die Hand und Brust; ich versuchte, es mit Gras etwas abzuwischen. Geraume Zeit saß die Mutter also da; sie achtete weder Balekas, die laut weinte, noch meiner, der ich das Blut abwischte. Endlich nahm sie die Hand vom Gesicht und sprach:

„Mopo, mein Sohn, ich hatte einen gar merkwürdigen Traum. Ich sah darin den Knaben Tschaka wieder, der mich soeben schlug; er war groß geworden, groß wie ein Riese. Ich sah ihn zwischen den Bergen wandeln und über das ebene Feld, seine Augen sprühten Feuer und in seiner Hand hielt er einen kurzen Affagorot mit Blut. Er griff Volk um Volk an und überwand alle und zerstampfte deren Heim mit seinen Füßen. Vor ihm war alles grün wie im Sommer, hinter ihm aber war das Land schwarz wie nach einem alles verzehrenden Grasbrand. Ich sah auch unser Volk, Mopo; es war zahlreich und wohl genährt, glücklich und zufrieden. Die Männer waren tapfer, die Mädchen schön und die Kinder zählten nach Hunderten. Drauf sah ich sie abermals, Mopo, und da waren Gebeine, bleiches Gebein aufgehäuft nach Tausenden an einem von jäh abfallenden Felsen umgebenen Platz, und er, Tschaka, stand über diesen Gebeinen und lachte, daß die Erde erbebt. Dann, Mopo, sah ich dich in meinem Traum. Du warst zum Manne geworden und als der einzige übrig geblieben von unserm ganzen Stamm.

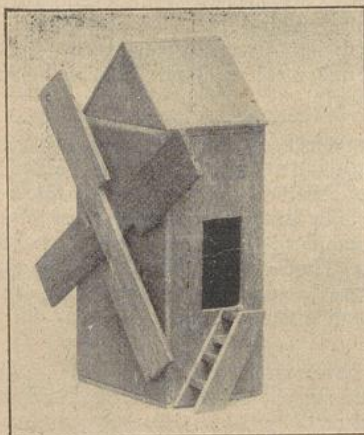
Du kamest heimlich hinter Tschaka, dem Riesen, her, und mit dir kamen andere, große Männer, die etwas Königliches in ihrem Auftreten hatten. Du führtest nach ihm mit einer kurzen Lanze einen kräftigen Stoß; da fiel er nieder wurde wieder klein und machtlos und fluchte auf dich. Du aber schrieest in sein Ohr den Namen Balefas, deiner Schwester, worauf er



Puppenwiege.



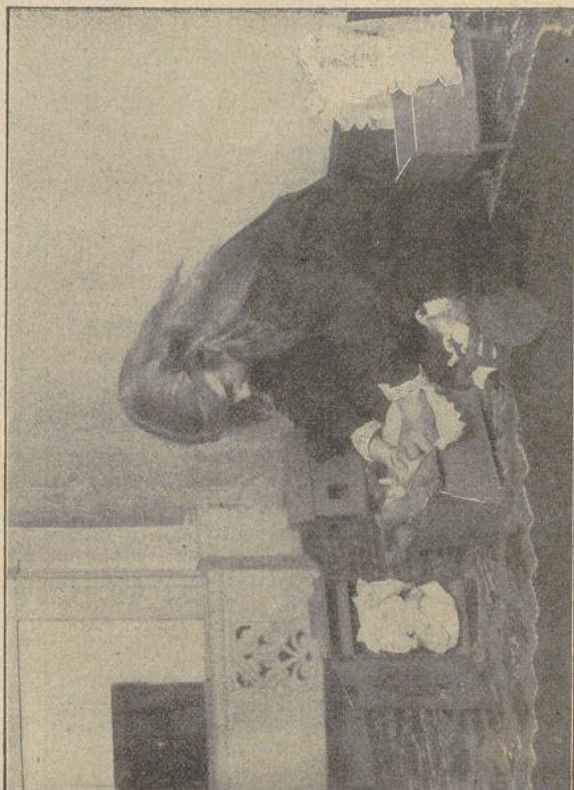
Wassermühle.



Windmühle.

Herstellung von Kinderspielsachen aus Zigarren- Kästchen.

Eine unterhaltende und anregende Beschäftigung für Knaben und Mädchen während der rauhesten Winterzeit.



Kind mit Puppenpielzeug.



Frauen fertigen Puppenpielzeug.

starb. — Doch laß uns heimgen, Mopo, denn es fängt schon an dunkel zu werden.

Wir standen auf und gingen schweigend unserm Kraale zu. Gefühle ganz eigentümlicher Art hatten mein Innerstes mächtig ergriffen. Was wird uns wohl die bange Zukunft bringen?

(Fortsetzung folgt.)

Newyork, 10. Nov. 1906. Folgende Zahlen be-
weisen, daß in Amerika die katholische Kirche
einen wirklich amerikanischen, d. i. phänomenalen Auf-
schwung nimmt. Von den 80 Millionen Menschen
Nord-Amerikas sind 35 Millionen in Glaubenssachen
indifferent, 25 Millionen sind gläubige Protestanten
und 15 Millionen sind katholisch. Diese 15 Mil-
lionen Katholiken besitzen heute bereits 10,000 Welt-
und 4000 Ordenspriester. Der größte Teil ergänzt
sich im Lande selbst. An Gotteshäusern besitzen dieselben
heute 11,640, also heute für je 1200 Katholiken eine
Kirche. Unter den Kathedralen ist die größte die in
Brooklin: Dieselbe kostete 25 Millionen und ist noch
geräumiger, als die Peterskirche in Rom. Pfarr-
schulen besitzen die nordamerikanischen Katholiken
heute 4300. Wie die Kirchen, so vermehren sich auch
die Schulen alle Jahre um 200 bis 300. Die Ordens-
leute unterhalten 870 höhere Knaben- und Mädchen-
Schulen. Sämtliche katholischen Schulen unterrichten
1,200,000 Schüler. Außerdem gibt es in Nord-Amerika
7 katholische Universitäten, und 81 Priester-Seminare.
Diese Hochschulen unterrichten zusammen 4000 Studie-
rende. An katholischen Zeitungen gibt es heute dort
300, gegen nur eine im Jahre 1810. Neun davon
sind Tagesblätter.

Auch ein Jubiläum! Am 30. November 1606 starb
der Augsburger Stadtphysikus Adolf Oeco, an
dessen Namen sich eine merkwürdige Erinnerung aus
der neueren Kulturgeschichte knüpft. Er war nämlich
nachweislich der erste, durch welchen die Tabak-
pflanze nach Deutschland kam. Im Jahre 1565 er-
hielt er Exemplare der Pflanze aus Frankreich, wohin
schon fünf Jahre früher (und zwar nach Paris) der
französische Gesandte zu Lissabon, Jean Nicot (dem
zu Ehren später Linné die Pflanze Nicotiana benannte),
Samen des Wunderkrautes gesandt hatte. Der gelehrte
Stadtphysikus sandte die neue Pflanze einem Freunde,
dem Memminger Arzt Johannes Funt, der mit
dem botanischen Novum nichts anzufangen wußte und
die Sendung an seinen Schwager, den berühmten
Konrad Gesner in Zürich, weitergab. Dieser er-
kannte sie als Tabak und schrieb sogleich (November 1565)
darüber an seine Freunde. Uebrigens erlebte Adolf
Oeco den Triumphzug jenes Krautes, das er zuerst
nach Deutschland gebracht, nicht mehr; denn die Pflanze
wurde mehrere Jahrzehnte nur in seinem Sinn, näm-
lich zu Heilzwecken, verwendet. Das Tabakrauchen
kam in Deutschland erst um 1620 auf, und zwar, wie
Hoffmann von Fallersleben (Weimarsches Jahr-
buch II Seite 244) nachgewiesen hat, höchst wahrschein-
lich durch englische Soldaten, welche 1620 dem Pfalz-
grafen Friedrich zu Hilfe geschickt wurden. Noch im
Jahre 1627 galt die Unsitte zu rauchen (oder wie man
damals sagte: Tabak zu trinken) für etwas Verwun-
derliches und ganz Unglaubliches. Ich will hier —
zur Belustigung der zahllosen Verehrer der Nicotiana
— nur eine Stelle aus der 1627 erschienenen „Meta-

morphosis Europae“ des kurpfälzischen Rats J. J. von
Rusdorff (gest. 1640) anführen. Sie lautet: „Ich
kann nicht umhin, mit einigen Worten jene neue, er-
staunliche und vor wenigen (sic!) Jahren aus Amerika
nach unserm Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche
man eine Sauerei des Nebels nennen kann, die
alle alte und neue Trinkeleidenschaft übertrifft. Wüste
Menschen pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze,
die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher
Begierde und unerlöschlichem Eifer zu trinken und ein-
zuschlucken, was sie folgendermaßen tun: Sie haben
hohle Röhrlin von weißem Ton, die an dem Teile,
wo sie in den Mund gesteckt werden, spitz zulaufen;
an dem andern Ende ist ein Ansatz im Umfange einer
Walnuß, worein sie die gedörrten Blätter der Pflanze
Nicotiana klein geschnitten oder zerkrümelt stopfen,
dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden
Zunder und Darauflafen anstecken, das Röhrlin vorn
zwischen die Lippen nehmen und zugewisse mit Schlür-
fen und Spucken den Rauch zwischen Zähne und Backen
einziehen und, wenn letztere bis zum Strohen davon
voll sind, ihn wieder durch Mund und Nase von sich
geben und gleichsam eine greuliche Pest, die alles mit
Gestank erfüllt, ausschauen. . .“ (Augsb. Post-Ztg.)

Aus dem Gerichtssaale. Vor dem Schöffengerichte
einer kleinen rheinischen Stadt steht der Jupp (Joseph)
Schmiz. Er ist angeklagt, unberechtigterweise gefischt
zu haben. Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb
er an dem Bache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er
sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt ge-
glaubt habe. Vorsitzender: „Also sie fischten mit bona
fides?“ — Schmiz: „Nä, Herr Präsident, mit ner
Wurm.“ — Vorsitzender: „Sie verstehen mich nicht.
Ich meine, ob Sie in gutem Glauben fischten?“ —
Schmiz: „Dat versteht sich, römisch-katholisch!“

Sonntagsruh. „Na, Huberbauer, was macht Ihr
denn Sonntags?“ — „Sonntags leg i den Hund an
die Ketten, das Vieh, die Alte und die Kinder sperre
ich ein und gehe in's Wirtshaus, daß uns mit den
Automobiler nichts geschieht.“

Frommer Wunsch. Redakteur (einige Manuskripte
wegwerfend): „Zu Babylon hätt' ich Redakteur sein
mögen, als sie noch auf Ziegelsteine geschrieben haben!
Da hätt ich mir aus meinem Papierkorb die schönste
Villa bauen können!“

Um Mäuse von Geflügelställen und namentlich von
Taubenböden fernzuhalten, nehme man die Blätter des
Oleander, trockne dieselben an einer heißen Stelle so
vollständig, daß sie in Pulver zerrieben werden können.
Dieses vermische man mit recht trockenem Sande und
streue ihn in die Mäuselöcher. Der Oleandergeruch
ist aber den Nagern so zuwider, daß sie in die größte
Unruhe geraten und auswandern.

Junges Fräulein (zur Kuhmagd): „Nicht
wahr, Mina, die mageren Kühe geben die Milch und
die fetten die Butter?“

Ein russisches Sprichwort sagt: Bevor du in den
Krieg gehst, bete einmal; bevor du zur See gehst,
bete zweimal; bevor du heiratest, bete dreimal.

Zum Nachdenken. Der Arme hält die Hand hin,
Gott aber empfängt das Almosen.